

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

239

Donnerstag, den 1. December 1842.

Die Liebe einer Kreolinn.

Erzählung.

I.

Ein stattlicher französischer Dreymaster segelte auf den durchsichtig leuchtenden Tropengewässern den westindischen Inseln zu. Der Himmel war heiter, und die laue würzige Abendluft war ein sicheres Zeichen des nahen Landes. Auf dem Vorderdeck saß Einer der zahlreichen Passagiere, dessen Schweigsamkeit und Zurückgezogenheit alle Übrigen während der ganzen Seereise mit Theilnahme oder Neugierde betrachtet hatten. Seine Augen waren fest auf den westlichen Horizont gerichtet, wo die Küste Cuba's als ein kaum bemerkbarer Streif auftauchte, und seine Züge nahmen in dem Maße, als das Schiff sich der Insel näherte, einen lebendigeren Ausdruck an. Das regelmäßig schöne, aber bleiche Gesicht des jungen Mannes belebte sich mit einer flüchtigen Röthe, und seine Augen leuchteten mit fast fieberhafter Glut. Am folgenden Tage warf das Schiff im Meerbusen von Havanna die Anker.

Wenn man das alte Spanien auf amerikanischem Boden kennen lernen will, so muß man Havanna sehen mit dem unaufhörlich belebten Hafen, wo die unzähligen, von nackten Negern geführten Piroguen zwischen den stattlichen Kauffahrteyschiffen, deren Anzahl sich gewöhnlich auf fünfzehnhundert beläuft, um Waaren auf die Schiffe zu bringen, oder Fremde, welche das großartige Schauspiel in der Nähe betrachten wollen, umherzuführen. Dieser originelle, großartige Anblick war indessen nicht im Stande, die Aufmerksamkeit des jungen Reisenden zu fesseln; denn kaum war er ans Land gestiegen, so erkundigte er sich nach der Wohnung des Sennor Alonzo Huerta, eines reichen Rheders, an den er ein Einführungsschreiben hatte.

Der Sennor Alonzo empfing ihn mit allen Zeichen der Achtung, welche Handelsherren den von auswärtigen Geschäftsfreunden empfohlenen Fremden zu erweisen pflegen. Er hatte sich in den Saal zurückgezogen, wo er seine Sieste zu halten pflegte. Er überließ sich dem Reize des in heißen Ländern so süßen *hacer nada*, indem er sich in einer Hängematte wiegte, und dem Guitarrenspiel einer farbigen Sclavinn zuhörte. Der Spanier drückte eine halb ausgerauchte

Cigarre zwischen den Fingern, und ein Neger erfrischte mit einem aus Colibri-federn gewirkten Fächer die Temperatur des duftenden Gemaches.

Alonzo gab dem Neger, welcher den Fremden eingeführt hatte, ein Zeichen, und dem Letzteren wurde eine butaca, ein dem europäischen Sitzbade ähnlicher Sessel gereicht. Sobald die ersten Höflichkeiten gewechselt, und einige gleichgültige Fragen gethan waren, fragte der Fremde nach dem Marquis del Ritto, einem reichen Pflanzer der Insel.

„Der Marquis del Ritto! — Por Dios! Der Mana ist mir bekannt! Ich stand früher in Geschäftsverbindungen mit ihm.“

Der Fremde war sichtbar bewegt. Der Spanier nahm die Cigarre aus dem Munde, blies eine dicke aromatische Rauchwolke von sich, und rief seinen ersten Commis, der in einem Nebenzimmer arbeitete.

„Sennor Corrubedo, erinnern Sie sich eines Marquis del Ritto, mit dem wir einmal Geschäfte in Kaffeh und Zucker gemacht haben?“

„Ja, Sennor,“ erwiderte der Commis, der die Namen aller Pflanzer, Kaufleute und Schiffscapitäne, mit denen das Haus Huerta in Verbindung gestanden, im Kopfe hatte, „der Name steht in unsern Büchern, aber von langer Zeit her.“

„Suchen Sie —“

„Seinen Wohnort!“ ergänzte der Fremde hastig.

„Da ist er schon,“ sagte Sennor Corrubedo, nachdem er einige Blätter des Hauptbuches umgeschlagen hatte. „Empfangen hundertfünfzig Körbe Zucker von dem Hrn. Marquis del Ritto, wohnhaft zu Guoyama. Empfangen zweyhundert Fässer Kaffeh —“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ unterbrach der Fremde die Relation. „Es freut mich,“ sagte der Handelsherr, „daß ich Ihnen eine Auskunft ertheilen kann, welche für Sie von Interesse ist. Guoyama liegt ziemlich entfernt von hier. Die Reise dahin wird Sie wenigstens vierundzwanzig Stunden Zeit kosten. Der Landweg ist sehr mühsam; die Reise zu Wasser ist dagegen viel bequemer; Sie werden am Hafen leicht ein Fahrzeug nach Massipa miethen können, und von dort geht's einige Stunden zu Lande weiter.“

Der Fremde nahm dankend Abschied, und begab sich in den Hafen, wo er eine Menge von Schiffen fand, welche ihn an Bord nehmen wollten. Er fuhr gegen Mitternacht ab. —

Wenn man in ein noch unbesuchtes Land kommt, so fühlt man ein unerfülltes Bedürfnis, zu sehen und zu beobachten; allein um zu sehen und zu beobachten, muß Geist und Herz von keinem drückenden Gedanken belastet seyn, welche die Sinne des Reisenden gefangen halten. Die Seele des beobachtenden Reisenden muß den weißen Blättern seines Notizenbuches gleichen, welche erst mit den empfangenen Eindrücken gefüllt werden sollen.

Der Gast des Sennor Alonzo besaß nichts weniger als diese Unbefangeneheit des Geistes, übrigens war ihm auch das überraschende Schauspiel der Tropennatur keineswegs neu; denn obgleich er Havanna zum ersten Male sah, so hatte er doch schon im vorigen Jahre die Insel Porto Rico besucht. Die schleunige Wiederholung seiner Reise hatte also einen andern Grund als die Befriedigung der Wißbegierde.

II.

Georges L*** zeigte schon in früher Jugend ein ausgezeichnetes Kunsttalent. Er trieb die Malerey mit solchem Erfolge, daß alle Kunstkenner, welche seine durch den Stift oder Pinsel verkörperten Phantasiegebilde gesehen hatten, ihm das glänzendste Prognostikon stellten. Er fand in der Natur aller Länder Stoff zu künstlerischer Begeisterung; allein er war überzeugt, daß die in minder lebendigen Farben und minder kräftigen Umrissen sich darstellenden nördlichen Gegenden dem Pinsel des Malers große Schwierigkeiten darbieten, und er zog aus dieser Beobachtung bald den richtigen Schluß, daß andere Gegenden, namentlich die Tropenländer, zur Darstellung des Pittoresken weit günstiger seyen. Der südeuropäische Himmel, die südeuropäische Landschaft besitzt bey manchen Eigenthümlichkeiten doch Manches, was uns an unsere gewohnten Umgebungen erinnert, während sich in den überseeischen Ländern keine Spur von den Bildern wiederfindet, an welche des Europäers Auge gewohnt ist.

Diese Gründe bewogen den jungen begeisterten Künstler, der französischen Hauptstadt auf eine Zeitlang Lebenswohl zu sagen, und sich nach Porto Rico einzuschiffen. Diese Insel wird unter allen Antillen von den Europäern am wenigsten besucht, und dieser Umstand war entscheidend für ihn; er wählte eine noch wenig betretene Bahn.

Es gibt wohl kaum ein Land, welches hohen poetischen Anlagen mehr Stoff darbietet, als die westindischen Colonien mit ihren lebendig frischen Sitten und ihren eigenthümlichen Sitten, wo ganze Classen der Bevölkerung zu einem beständig leidenden Daseyn verurtheilt sind; wo die Rache in den Herzen der Unterdrückten gleich einem vulkanischen Feuer brennt, welches jeden Augenblick loszubrechen und Alles zu vernichten droht. Was muß der Künstler, der Dichter, der Philosoph bey dem Anblicke so tiefer menschlicher Erniedrigung empfinden! Man kann in jenen paradisiesschen Gegenden keinen Schritt thun, ohne von allen Seiten her die mächtigsten Eindrücke zu empfangen.

Georges war im Innersten seiner Seele ergriffen. Er schrieb und malte abwechselnd unter dem Einflusse dieser mächtigen Eindrücke, welche sein Dichter- und Künstlertalent erst völlig weckten. Zu diesen Regungen gesellte sich auch bald die Poesie der Liebe. Anitta, eine junge Kreolinn, erschien ihm als die Verkörperung seines Ideals, als das Meisterwerk der Schöpfung. Er hatte nie regelmäßig schönere Formen, nie ausdrucksvollere und anmuthigere Züge gesehen. Die liebliche Kreolinn war ganz Liebe und Hingebung für ihn, und er hing bald an ihr mit einer unter den Franzosen sonst nicht sehr häufigen Innigkeit und Reinheit des Gefühles.

Anitta gehörte jener Kaste an, welche bisher in den Colonien mit eiserner Strenge unterdrückt wurde. Die einzige Gunst, welche ihr das Schicksal gewährt hatte, bestand darin, daß sie in dem dortigen Sinne frey war, d. h. daß sie über ihre Person verfügen konnte, und daß kein Herr eine unumschränkte Gewalt über ihr Leben hatte. Georges, dem der sittliche und sociale Zustand des Landes völlig fremd war, sah keinen Grund, weshalb er Anitta's Liebe nicht hätte erwidern sollen. Übrigens wurde er in den Zügen der schönen Kreolinn die Beweise ihrer Abkunft vergebens gesucht haben; sie war nicht brauner, als die Spanierinnen, welche dort für „Weiße“ gelten. Nur die Tradition sagte von Anitta, sie sey eine Farbige, etwa wie die Muselmänner sagen: er ist ein Franke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerseelehtag zu Paris.

Von J. Duesberg.

Ein trüber Morgen hängte seine Nebel tief über die Hauptstadt; leichte Regenschauer flogen vorüber, und zerstoben im Winde. Auf einmal lag die Morgue vor mir, still und schwarz mitten im Marktgetümmel. Nicht weit davon sang ein Fidler zu seiner Geige. Ich trat kühn hinein, aber als ich drinnen war, ergriff mich ein Grauen. Das Thor steht den ganzen Tag offen, so großer Zuspruch drängt sich zum Gasthose des Todes; auch wird er stark von Neugierigen besucht; das Volk zumal läuft gern dahin. Für diese Leute ist es ein Genuß, der Gebildete entsetzt sich davor; was wir aber im Trauerspiele suchen, ist vielleicht dasselbe. Es ist hier wie dort das Walten finsterner Mächte, vor denen wir uns im Augenblicke in Sicherheit fühlen, die uns aber stets bedrohen.

Rechts ist die „Gresse,“ wo das Signalement der Verunglückten eingeschrieben wird; die Thüre, die zu dieser letzten Station vor der Ewigkeit führt, ist grün angestrichen. Dem Eingange gegenüber ist das Thor, durch welches die Leichen in den Todtensaal getragen werden; dieser befindet sich links. Ich konnte mich anfangs nicht entschließen, nach den hohen Fenstern zu blicken, die das Publicum davon trennen, und bis an die gewölbte Decke reichen; es ist ja wirklich entsetzlich, so auf einmal aus dem vollen Leben in den Tod zu schauen. Und hier vollends ist er gräßlicher als irgendwo; da erscheint er mit Wunden, die der Mord oder der Selbstmord geschlagen, mit allen Gräueln ohne einen Trost. Der Reiche, den man erdrosselt, um ihm das Geld abzunehmen, liegt da so verlassen, wie der Schiffonier, den das Glend ins Wasser gestürzt. Kein Freund wacht an der Leiche, kein Priester bethet hier, nirgends winkt eine Hoffnung von Jenseits; in der ganzen Morgue ist kein Crucifix. Zuletzt faßte ich mir ein Herz, und trat an die schrecklichen Fenster, und blickte in die Vorhalle des Grabes; sie war leer. Acht schwarze Tafeln sind in zwey Reihen aufgestellt; auf diesen werden die Leichen ausgestreckt, ein schiefes mit Messing überzogenes Bret dient statt des Kopfkissens. An den Wänden laufen eiserne Stangen mit Haken hin, an welchen die Kleider aufgehängt werden. Der Saal war sehr reinlich. Die schwarzen Todtenbetten waren frisch geschauert, die messingenen Platten blinkten, der Fußboden war frisch gerieben, der Ort war gleichsam zu einem Feste aufgeputzt, zum Feste aller Seelen!

In der Morgue lauert die Nemesis, und späht Blick und Geberden aus; ein Wort reicht hin, um das Verbrechen zu entlarven. Sobald der Verdacht eines Mordes aufsteigt, mischen sich verkleidete Polizeagenten unter die Zuschauer, und horchen auf Alles, was gesprochen wird. Aus einer Ausrufung, die ganz gleichgültig scheint, werden zuweilen die wichtigsten Indicien gefolgert. Oft auch treibt eine unsichtbare Hand den Mörder selbst an diese Stätte, damit er sich verrathe. Mir fiel der herrliche Hymnus der Cumeniden in den Kranichen des Jbikus ein. Ich könnte manche Geschichte erzählen, die sich hier zugetragen, aber jetzt ist's genug, weg aus dieser Stätte der Grabeschauer. Hören Sie läuten? Es ist Notre-Dame; die Kirche liegt ganz in der Nähe. Gehen wir dahin, damit die bösen Geister von uns weichen. Wir entinnen dem ewigen Nichts, und treten in die Unsterblichkeit ein: die Kirche hat noch immer die Macht des Teufels ausgetrieben.

Notre-Dame, zu deutsch Muttergottes, hat hier einen gestifteten Altar, und außerdem eine eigene Capelle; sie sind recht sinnig aufgeputzt mit weißen Blumen, und die marmornen Bilder haben eine ganz jungfräuliche Anmuth. An hohen Feyertagen erscheint sie in massivem Silber, und wird von schönen jungen Mädchen getragen, mit langen weißen Schleyern, durch welche die glühende Wange, das blickende Auge sich immer bemerkbar machen. An den Pfeilern brannten auf eisernen Gestellen mit unzähligen Spitzen unzählige Wachslichter, für die armen Seelen, wie das in katholischen Kirchen Gebrauch ist. Die Todtenmessen wurden an dem Botivaltare gelesen. Der Priester war ein ganz alter Mann; er konnte kaum das Haupt aufrichten, um zu bethen, so schwer lasteten die Jahre auf ihm. Er bethete für die Abgeschiedenen. Wie lange wird es dauern, so gehört er selbst dazu! Die Versammlung

bestand aus lauter Frauen, meist aus den Volksclassen, und meist bejahrte Frauen. Einige Damen mit schwarzen Federhüten und schwarzen Tüllschleyern weinten und betheten recht inbrünstig. Der Hauptaltar und das Chor waren schwarz ausgeschlagen. Auch außerhalb der Kirche, über die Bogen des Hauptthores war eine schwarze Draperie gebreitet. In den Sculpturen, womit diese Bogen angefüllt sind, ist das Original zu Quasimodo zu sehen; nur hat der Dichter wie gewöhnlich übertrieben. Alle Kirchen verhängen am Allerseelentage ihr Portal schwarz. In St. Merry wird das Fest mit besonderer Pracht begangen. Die Pfarrey hat ein eigenes Privilegium vom Papste. Der gregorianische Gesang hat etwas Schwerfälliges und Eintöniges; aber bey solchen Leichenfeiern, mit Begleitung von Bassgeigen und Posaunen, thun die kräftigen Noten gute Wirkung.

Nach dem Gottesdienste wandert man nach dem Père la Chaise. Die Straße La Roquette hält am Allerseelentage ihren Jahrmarkt. Die Leute sind gepußt und freundlich; je näher man dem Kirchhofe kommt, desto lustiger geht es zu. Hübsche Mädchen verkaufen Todtenkronen. Auch hierin ist die Industrie vorgeanschritten: man macht jetzt Kränze aus Metall oder Glas. Die gewöhnlichen sind von weißen Immortellen gemacht, die Inschrift oder Aufschrift mit schwarzen Immortellen eingeflochten: à ma mère etc. Auch slicht man sie aus Zweigen von Buchsbaum und Granatblumen, welches recht gut läßt. Es wurden Marrons geröstet oder gesotten, und Waffeln gebacken. Kinder spielten auf der Roulette um Macaronen oder Croquetten. Bettler, die der Krieg lahm geschossen, bliesen: ah; quel plaisir, d'être soldat! auf der Clarinette, und Polichinello prügelte seine Frau. Die Polizeysergeanten und Municipalen hatten ihre Noth, um die Fiakers in Ordnung zu halten.

Auf Père la Chaise fand ich große Gesellschaft; man schlenderte auf und ab, man plauderte, man genoß die Aussicht nach Paris hin, man suchte die neuen Monumente auf, das Landvolk staunte die prächtigen Blumen auf den Gräbern an. Familien zogen mit Kränzen beladen vorüber, und verschwanden hinter den Cypressen. Eine mächtig starke Witwe blies den Staub von der steinernen Platte, unter welcher ihr eheliches Glück ruhte, sie machte das Kreuz, und schimpfte den Ausseher aus, weil schon wieder die Blumentöpfe gestohlen worden waren. Große Rührung war eben in dem Gewühle nicht zu bemerken: doch herrschte Anstand und Ernst. Empfindsamkeit ist die schwache Seite des Volkes nicht. Das Andenken ihrer Todten ehren übrigens die Franzosen mit musterhafter Pietät, und seit fünfzehn, zwanzig Jahren ist hier das Familienleben so rein und innig als irgendwo in der Welt.

Mit dem besten Willen, ernsthaft zu bleiben, wie es der Tag und der Ort geboten, mußte ich doch zuweilen lachen; da ist die Familiengruft des Hrn. Tamponet, Kunstgärtners; der Mann hat seinem Sohne eine ganze Orange auf's Grab gestellt, und sich auf diese Weise dem Publicum empfohlen. Eine Spicierfrau hat sogar der Grabschrift ihres Mannes ihre Adresse beygefügt: Rue de la Verrerie Nr. 44. Der Sohn des Hrn. Tamponet war Capitän in der Nationalgarde. Der Papa hat ihm eine Grabschrift setzen lassen, welche also schließt:

Hélas! tu m'as ravi l'orgueil de mes vieux ans,

Grand Dieu! de tes desseins quelle est la profondeur?

Muß man nicht staunen über die tiefen Rathschlüsse der Vorsehung, welche Hrn. Tamponet seinen Sohn, Hauptmann in der Nationalgarde, raubt? In einer andern Grabschrift heißt es:

L'instant, où tu perdis la vie,

Fut le dernier de nos beaux jours.

Am Grabe der Marquise von Asfeld hörte ich folgendes Gespräch zwischen einem Kinde und seiner Mutter: „Ach! wie hübsch ist das Grab.“ — „Ja wohl, die arme Frau hat da einen recht angenehmen Aufenthalt, und ist recht ruhig.“ — „Man hat aber ihr Alter nicht angegeben.“ — „Sie hat's vielleicht nicht sagen wollen.“

Abends hörte ich das „Stabat“ von Rossini; ein Stabat, wie der Père la Chaise ein Kirchhof ist, aber die Cavatine, die erste Nummer nach der Einleitung, ist doch etwas Herrliches.

Philharmonisches Concert,

gegeben vom sämmtlichen Orchesterpersonale des k. k. Hofoperntheatere, unter Leitung des Capellmeisters Otto Nicolai.

Was lange als holder Traum, als frohe Ahnung die Herzen aller Musikschätzenden durchzog, ist wahr geworden. Aufführungen, welche auf dem Grunde technischer Vollkommenheit, den Geist, die Schönheit, das Seelenhafte des Kunstwerkes zur Anschauung bringen, werden uns nun geboten. Hier sind, unter den guten, die besten Kräfte vereinigt; längst vertraut mit dem Opferdienste der Muse, ist ihnen das Schwierige ein Leichtes, das Schwierigste ein Ausruf des Ehrgeizes an das Gelingen. So kommt's, daß classische Tonwerke hier ausgeführt, im Lichtglanze jener seligen Räume zu erglänzen scheinen, die den Schöpfern derselben zum Wohnstige dienen. Welch ein Orchester ist dieses! Sein Crescendo ein Cataract, sein Forte ein Donner, sein Diminuendo ein fernhinrieselnder Krystallbach, sein Piano ein Frühlingshauch! Klopstock würde ausrufen: „Hier schwimmt man in den Wonnen der Musik!“ —

Die G-moll von Mozart! — Eine Symphonie ohne Trompeten und Pauken, überdies nur von wenigen Blasinstrumenten unterstützt. Die Violinen fast allein stiften hier Krieg und Frieden, schlingen und lösen den labyrinthischen Knäuel. Und die Wirkung? Eine Mozart'sche. Solch eine Musik wiegt sich wie ein Stück des Himmels, und steigt aus dem reinen Äther in unser Herz, und zieht es hinauf.

Die C-moll Beethoven's! — Die Engländer haben ihre Schiffe, die Franzosen ihre Schlachten, die Italiener ihre Basiliken und Opernhäuser; der Deutsche hat seine Symphonien. Sie sind ein Nationalschatz, von dem alle anderen borgen müssen. — Beethoven's Symphonienmusik läutet Sturm. Alle Seelen gerathen bey ihr in Aufruhr. Es ist ein Ruf der Geister zu Geistern, des Menschen zum Menschen; eine Fanfare, welche die Ewigkeit verkündet. Wer nicht überfließt im seligen Weh, im düstern Wonnetaumel dieser gottdurchbligten Flamme, dessen Herz vermag den Hauch der Unendlichkeit nicht zu fühlen; er „siehe weinend sich aus unserem Bunde!“ —

Mozart's „G-moll“ kann kaum vollendet gehört werden. Es wallte deutsches Blut in der Ausführung. Die Naivetät, die Tiefe, die zarte und kräftige Empfindung dieser Musik schien ordentlich aus dem Innern der Tonkünstler herauszufließen, und fort und fort in den weichsten Wellenformen. — Die C-moll Beethoven's erfaßte wie mit süßem Schreck. Ihre Aufführung war so geistdurchdrungen, einheitlich-schön, fein ausgearbeitet, daß ich's für ein Vergehen hielte, wegen verschiedenartiger individueller Ansicht über Kleinigkeiten daran mäkeln zu wollen. Darüber noch freylich geht die Pariser, hoffentlich aber nur die Pariser allein. Die Franzosen besitzen eben für den heroischen Pathos Beethoven's die rechte Stimmung. Die seeleninnige, engel-mild-lächelnde, deutsch-idealische Lyrik Mozart'scher Instrumentalwerke gleitet von ihren thatdurftigen Gemüthern zu sehr ab. Beethoven dagegen ist ihnen ein Heros der Leidenschaften, ein tönender Kriegsgott, ein in Musik geketzter Napoleon. Daher denn auch eine Beethoven'sche Symphonieaufführung in Paris — freylich das Resultat oft halbjähriger Studien — derzeit das Höchste ist, was ein Orchester in Begeisterung, Einheit und Declamation zu leisten vermag. Sind aber die Pariser ganz oben auf dem Berge, so sind wir Wiener in unseren Philharmonischen Concerten wenigstens den Berg schon tüchtig hinauf, und es sind nur physische Hindernisse, keineswegs geistige noch

technische, die uns aufhalten, die Fahne neben jenen auf die Spitze zu pflanzen; was inzwischen, in Folge des bereits erwiesenen Fortschrittes, noch werden wird. —

Im Gesange erfreute uns Mad. van Hasselt-Barth mit der meisterhaft vorgetragenen großen Sopranarie „Come scoglio“ aus „Cosi fan tutte,“ und die treffliche Ull. Luzer mit der Mozart'schen Concertarie „Non temer amato bene,“ zu welcher als Begleitung neben dem Orchester auch eine obligate Clavierstimme gesetzt ist. Wir waren dabey mit Kulla's Spiel, das uns in Hanman's Concert fast zur Bewunderung hinriß, weniger zufrieden; es war flüchtig und empfindungslos. Muß man denn auch immer zwanzigfingerige Künste machen wollen? Oder wiegt etwa ein Mozart'sches Concertant geringer im Werthe als jene? —

Hebel, Bildner, Mittelpunkt und Seele des Ganzen ist der talentreiche Capellmeister und Componist Nicolai. Ein schöner Enthusiasmus ließ ihn diese seit längerer Zeit ruhenden Concerte von Neuem begründen, und ein Verein trefflicher, künstlerischer Eigenschaften begünstigt ihn sie so erfolgreich zu leiten, daß ihnen gleich im Beginne freudige Liebe entgegenkam, und sie nun die Quelle des ausersenssten musikalischen Genusses bilden. Nicolai ist Dirigent durch und durch. Seine musikalische Intelligenz befähigt ihn das ganze große Gedicht in der Ausführung schöpferisch nachzubilden, und mächtig die Tongeister zu wecken. Sein Blick belebt, sein Arm bewegt, lenkt und fesselt das Orchester nach den Zauberprüchen der Partitur. Inneres Bewußtseyn bietet ihm sicher den aufmunterndsten Lohn; möge er aber auch in der ehrenden Anerkennung von Außen die Triebfeder zu weiteren edlen Anstrengungen finden!

Carl Runt.

Notizenblatt.

Eine literarische Entdeckung. Vor etwa fünfzehn Jahren erschien in „Blackwoods Magazine“ ein anonymes Gedicht, benannt „die Schmiedung des Ankers“ (oder besser das Lied vom Anker), welches wegen seiner Originalität und ächt dichterischen Kraft von englischen Kritikern dem unsterblichen deutschen Liebe von der „Glocke“ an die Seite gesetzt wurde. Einer derselben, welcher, wie er neuerlichst (im Londoner „Athenaeum“) äußerte, die Erinnerung an diesen Nebenbuhler des Schiller'schen Meisterwerkes getreu bewahrt, und stets nach irgend einem neuen Lebenszeichen von Seiten des namenlosen Dichters umhergespäht, glaubt nun demselben auf die Spur gekommen zu seyn. Es dürfte wohl, meint er, kein anderer seyn als Charles Dibdin, von dessen Liedern so eben von G. Hogarth eine chronologisch geordnete Sammlung mit Anmerkungen, neuen Compositionen derselben fürs Pianoforte, und einer Lebensskizze des Dichters herausgegeben worden ist. Ein darin vorkommendes Gedicht „die Ankerschmiede“ wird nemlich von ihm als eine Vorarbeit oder als ein Vorläufer jener Dichtung angesehen. F. M.

Die Häuser aus Gußeisen, welche bekanntlich schon seit längerer Zeit in den Großschmieden und Schmelzwerken Englands verfertigt werden, scheinen immer mehr Anwerth zu finden, denn die Fabrication geschieht jetzt mit noch größerer Thätigkeit, als jemals, und dem Vernehmen nach sollen auch aus Hamburg bedeutende Bestellungen auf solche metallene Behausungen eingegangen seyn. Ein dreystöckiges Haus von zehn bis zwölf Zimmern, das durch einen einzigen Ofen geheizt werden kann, kostet nur 800 bis 1000 Pfund. Will man es zerlegen und von einem Plage auf den andern schaffen, so betragen die Kosten nicht über 25 Pfund.

Ein neuer Luftschiffer. Mr. Schwarz, ein Deutscher von Abkunft, hat ein neues überaus sinnreiches System der Aëronautik erfunden, und kürzlich auch zu Lyon eine Probe seiner Erfindung abgelegt, welche ganz nach Wunsch ausgefallen und mit einem allgemeinen Beyfall gekrönt worden ist. Er scheint seine Kunst so ganz an die Natur selber anzulehnen, und so einfach zu Werke zu gehen, daß er mit einem Ballon und zwey Flügeln mehr leistet, als man bisher mit großen complicirten Maschinerien geleistet hat. Er hat sich zu Lyon 36 Metres hoch erhoben, und ist an derselben Stelle, wo er aufgestiegen war, wieder zur Erde zurückgekehrt. Dem Vernehmen nach soll er Paris selber zum Schauplatz seiner nächsten Luftseglung machen. 28.

Elend der Armen. Bey Nièvre, in der Gemeinde Chamvert, hat sich kürzlich ein herzzerreißenden Vorfall ergeben. Ein Tagelöhner und Vater von drey unmündigen Kindern starb — mehr aus Hunger und Gram, als in Folge einer wirklichen Krankheit, und hinterließ seine Familie in der dürtigsten Lage. Sein Weib, das vierte Kind unter dem Herzen, gerieth in Verzweiflung und ward ihrer Leibesbürde ohne Hülfe und Beystand entledigt; denn wer geht gern in die Hütte des Armen? Die Mutter gab neben der Leiche ihres Mannes in dem erbarmungswürdigsten Zustande ihren Geist auf, und das neugeborne Kindlein schickte nur wenige Laute des Schmerzens in dieses traurige Daseyn, dann verstummte es auf immer in den Armen der verölkten Mutter. Die drey übrigen Kinder, von Leid, Schreck und Hunger getrieben, erhoben ein Geschrey, das endlich Menschen herbezog — denen das Herz im Busen bey diesem Anblicke krampfhaft erstarren mußte. Die Ortsobrigkeit sorgte nun für die Bestattung der Todten, und einstweilen auch für die Verpflegung der von Allen verlassenen Kinder. 9.

Modebericht.

Eine neue Gattung von Bournoufcharpe zeichnet sich durch ihre Form und eine Umgebung von Passenterie, Spitzen oder Stickeren aus. Sie drapirt sich um die Taille und bildet, durch die Disposition der Falten, breite Ärmel, die man herauslegen kann oder nicht.

Der armenische Mantel erhält seinen Succes; von Sammt, mit Pelzwerk verbrämt, oder von Drap mit Stickeren, gehört er zu den hübschesten Novitäten der Saison.

Etwas sehr Distinguirtes sind die Überröcke von Sammt, vorne auf dem Juyon, um die Pelervine und Ärmel mit einer reizenden Stickeren aus runden Seidenfäden geziert, welche sich ganz en relief herausstellen. Ein dergleichen Überrock von grünem Sammt, in dreyerley Grün mit weißem Fond gestickt, macht allgemeines Aufsehen.

In ähnlicher Weise macht man auch Schürzen in Sammt mit Stickeren in drey bis vier Tönen; sie dienen zugleich als Schantillon zu obigen Überröcken, indem man die Wirkung im Kleinen versucht.

Die neuesten Coiffures sind „Bohémienne“ in Sammt mit Goldscheln und „Geneviève“, Häubchen aus Blumen und Spitzen zusammengesetzt. 6.

Modebild XXXXVIII.

Zwey Männeranzüge für den Winter. Nach Originalen von Hrn. Joseph Gunkel, bürgerl. Männerkleidermacher, am Graben, Nr. 1144, im ersten Stocke.